



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de



STEFAN LEHNBERG

ist Autor der täglichen Radiocomedy »Küss mich, Kanzler!«, die seit 2008 ununterbrochen auf mehreren Sendern läuft. Er ist seit Jahren in der Berliner Comedyszene aktiv und hat Texte für Harald Schmidt, Anke Engelke, Titanic, Satirikon, u. v. a. geschrieben. Sein satirischer Roman »Mein Meisterwerk« wurde mit dem Ephraim-Kishon-Literaturpreis ausgezeichnet. Zu seinen weiteren Veröffentlichungen zählen »Das persönliche Tagebuch von Wladimir Putin« und »Durch Nacht und Wind - Die criminalistischen Werke des Johann Wolfgang von Goethe - Bd. 1«.

www.Lehnberg.com

STEFAN LEHNBERG

Die Affäre Carambol

Die criminalistischen
Werke des
Johann Wolfgang
von Goethe

Aufgezeichnet von seinem Freunde
FRIEDRICH VON SCHILLER

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Tropen

www.tropen.de

© 2018 by Stefan Lehnberg

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero Media GmbH, München

Illustrationen: © akg-images und © FinePic

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI - Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50354-8

Die Affäre Carambol

Vorwort

Die Ereignisse in den letzten Septemberwochen des Jahres 1801, in welche mein Freund Goethe und ich, ohne es zu planen und ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, was sie auslösen würden, verwickelt wurden, sind zweifelsohne die dramatischsten und für die Allgemeinheit bedeutsamsten, mit denen wir es je zu tun hatten. Wurden wir doch nicht einfach mit einer Schurkerei privater Natur confrontiert, sondern mit einem geradezu unvorstellbaren Ausmaß an Verbrechen, welche tief mit den weltpolitischen Entwicklungen jener Tage verwoben waren.

Ausgelöst durch die Schrecken des militärischen Ringens Frankreichs und Englands um die kontinentale Vorherrschaft, verfasste ich in den ersten Tagen des Jahres 1801 in tiefer Sorge um den Frieden ein nunmehr recht bekanntes Gedicht namens »Der Antritt des neuen Jahrhunderts«. Es begann so:

*Edler Freund! Wo öffnet sich dem Friede
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden -
Und das neue öffnet sich mit Mord ...*

Nun, da ich auf die Ereignisse, von welchen hier berichtet werden soll, zurückschaue, muten diese Zeilen schauderhaft prophetisch an.

Friedrich von Schiller – Weimar im März 1803

Erstes Buch
Das Problem

Erstes Kapitel

Auf Dem Wege nach Franckfurth

Es war bereits nach Mitternacht, als wir Franckfurth erreichten. Die weite Reise war beschwerlich gewesen und hatte offenkundig unter keinem guten Stern gestanden. Schon beim Besteigen der Kutsche in Weimar hatte ich Pech gehabt: Während mein Freund Goethe es so zu arrangieren gewusst hatte, dass er auf seiner Bank den begehrten Mittelplatz einnehmen konnte, so dass die beiden wohlgenährten Herren links und rechts von ihm im Falle eines Unfalles meinem Freunde als schützende Puffer dienen würden, hatte ich es - verursacht durch einen kurzen Moment der Unaufmerksamkeit - nicht vermocht, es ihm gleich zu tun, sondern musste den Platz, welcher sich vis à vis meines Freundes befand, einer jungen Dame überlassen, welche sich höchst undamenhaft und nach Himbeerlikör riechend an mir vorbei drängte. Ich fand mich in mein Schicksal und hoffte auf das Beste, aber kaum, dass wir Bad Kissingen passiert hatten, war unsere Kutsche in heftigem Regen auf einer morastigen Straße umgestürzt, und man konnte es beinahe ein Wunder nennen, dass es keine ernsthaft Verletzten gegeben hatte. Mit vereinten Kräften war es uns ge-

lungen, die Kutsche wieder aufzurichten, und Goethe erzählte mir, dass er bey einem ähnlichen Vorfall, welcher sich vor einigen Jahren bereits kurz nach seiner Abreise von Weimar zugetragen hatte, daraufhin das gesamte Vorhaben aufgegeben und unverzüglich kehrt gemacht habe. Ich lächelte über diese abergläubische Seite meines ansonsten doch so überlegen urteilenden Freundes, aber schon einige Meilen weiter sollte mir das Lachen vergehen.

Mit einem entsetzlichen Krachen brach plötzlich die Vorderachse der Kutsche entzwey, und das junge Fräulein - welches mir seit Beginn der Reise durch sein töricht hochnäsiges Geplapper, das ohne Unterlass zwischen ihren dünnen Lippen hervor rieselte, noch unangenehmer geworden war, so dass sich mein Mitgefühl im Zaume hielt - schlug sich einen Zahn aus, während ich selbst mir höchst schmerzhaft die Stirn am Wagendache stieß. Doch auch damit war des Ungemaches kein Ende. Kaum hatten wir am nächsten Morgen die Fahrt mit einer anderen Kutsche - und ohne das garstige Fräulein - fortgesetzt, brach erneut eine Achse, dieses Mal die hintere, wobey ich mir eine weitere Blessur am Hinterkopf zuzog, und kurz vor Franckfurth - kaum getraut sich meine Hand, es nieder zu schreiben - ging tatsächlich das rechte Vorderad der Kutsche entzwey, was auch den bis dato glücklich unverletzt Gebliebenen eine Aufnahme in den Klub der Invaliden bescherte. Mit einer weiteren Kutsche - der nunmehr 4ten - erreichten wir schließlich ohne weitere Zwischenfälle das östliche Tor Franck-

furths. Nachdem wir den obligatorischen Sperrbatzen für die Ankunft zur späten Stunde entrichtet hatten und unser Gepäck durchsucht worden war, rollten wir nun endlich über das Pflaster von Goethes Heimatstadt. *Das Schlimmste haben wir überstanden*, dachte ich bey mir.

Wie sehr ich mich doch täuschen sollte ...

Zweites Kapitel Goethes Mutter

Goethe hatte mich gewarnt; es sey nicht ratsam, das Angebot seiner Mutter, bey ihr zu logieren, anzunehmen, da in ihrem Hause ein ständiges Kommen und Gehen von Besuchern an der Tagesordnung sey und man daher keine Sekunde zur Ruhe finden könne, und so hatten wir die Nacht im Gasthofs Weißer Schwan verbracht. Am nächsten Morgen jedoch führte uns unser erster Weg sogleich zu ihr. Das Elternhaus am Großen Hirschgraben, in welchem er seine Kindheit und Jünglingsjahre zugebracht hatte, war von der Mutter nach dem Tod ihres Mannes zu einem guten Preis veräußert worden, und nun lebte sie in dem kleineren, aber kaum weniger schönen Haus Zum Goldenen Brunnen am Rossmarkt. Goethes Mutter war die Erleichterung, ihren Sohn wohlbehalten in

die Arme schließen zu können, deutlich anzusehen. Hatten wir uns doch einen ganzen Tag verspätet. Ich selbst wurde auf das Herzlichste willkommen geheißt, und bald saßen wir bey einer heißen Choccolade in der Stube beysammen, und Mutter Goethe ließ sich von ihrem Hätschelhans - eine Anrede, welche Goethe meiner Beobachtung nach mit einer Mischung aus Wohlbehagen und Pein erfüllte - das Neueste aus Weimar und seinem Leben berichten, während sie sich ein um das andere Mal eine ordentliche Prise Schnupftabak zu Gemüte führte. Mit uns am Tische saß ein langjähriger Freund der Familie, welcher sogar noch mehr an Jahren zählte als Goethes Mutter. Er war schon entsetzlich schwerhörig, und das Wenige, was er von Goethes Ausführungen noch verstehen konnte, vermochte er um keinen Preis zu glauben. Er erinnere sich schließlich so genau, als sey es just erst gestern gewesen, erklärte er unter missbilligendem Kopfschütteln, wie der kleine Johann eines Morgens die Tassen und Teller der Familie aus dem Fenster auf die Straße geworfen habe, wo sie dann Stück für Stück zerschellt waren, und nur seinem unverzüglichen Eingreifen sey es damals zu danken gewesen, dass die Rätin auf das Treiben ihres nichtsnutzigen Sohnes aufmerksam geworden war und diesem ein Ende setzen konnte, bevor auch noch die letzten Stücke des kostbaren Services zerstört worden waren. Nein, nein, mit dem Knaben würde es kein gutes Ende nehmen, das habe er schon damals prophezeit.

Ich selbst musste an mich halten, um nicht in lau-

tes Gelächter auszubrechen, aber Goethe wurde zusehends verstimmt, und schließlich drängte er abrupt zum Aufbruch.

Drittes Kapitel Franckfurth

Ich war über fünfzehn Jahre nicht in Franckfurth gewesen. Mein Trauerspiel *Kabale und Liebe* war am hiesigen Schauspielhaus uraufgeführt worden, aber ich hatte seinerzeit außerhalb der Theaterproben nur wenig Zeit gefunden, die Stadt kennenzulernen. Gleichwohl waren die Veränderungen nicht zu übersehen. Die über Jahrzehnte immer wieder kehrenden Belagerungen durch die Franzosen und teilweise auch durch die Österreicher - insbesondere die unbarmherzige Beschießung der Stadt durch General Kléber - hatten eine traurige Spur der Verwüstung hinterlassen. Über 170 Häuser waren zerstört worden. Inzwischen lag dieses Ereignis vier Jahre zurück, aber fast meinte man, den Pulverdampf noch riechen zu können, und überall sah man niedergebrannte Gebäude. Bedrückender jedoch als die Veränderung der Stadt, empfand ich die Veränderungen in den Gesichtern der Menschen selbst. Die Stadt war durch die immensen Tributzahlungen an Frankreich, die bis dato fast zehn Millionen Gulden betragen hatten und auch

nach wie vor allmonatlich zu leisten waren, an den Rand des Ruins getrieben worden, und aus den Mienen der Franckfurther sprach inzwischen weniger stolzer Patriziergeist als Furcht und Sorge. Goethe musste dies sicherlich noch deutlicher aufgefallen sein als mir, jedoch versuchte er, sich seine zweifelsohne vorhandene Niedergedrücktheit nicht anmerken zu lassen, ja, ich hegte gar die Vermutung, dass er diese auch vor sich selbst zu verbergen suchte. Er war gekommen, um die Stätten seiner Kindheit wiederzusehen, und ich hatte mich aus Gründen, welche mir inzwischen entfallen sind, die mir damals aber als nachgeradezu zwingend erschienen - in Wahrheit jedoch, wie ich heute bekennen muss, weil ich im Laufe der letzten Wochen bei der quälenden Arbeit an meinem Drama *Die Malteser* fürchterlich tintenscheu geworden war - nur allzu gern überreden lassen, ihn auf diese Reise zu begleiten.

Nun waren wir also hier. Goethe führte mich durch die herbstlichen Straßen seiner geschundenen Heimatstadt, welche ihm bis in die verborgensten Winkel völlig vertraut war, und wurde nicht müde, mich in fast schon entrückter Verzückung mit Geschichten und Anekdoten zu überhäufen, bis es mir wirr im Kopf wurde. Er erzählte mir alles über die vierzehn Mainbrücken, die 55 Wehrtürme, und allein mehrere Stunden verbrachten wir im Kaiserdom zu St. Bartholomäus, wo Goethe mit bildhaften Worten die Krönungsfeierlichkeiten Josephs II., welche auf ihn als jungen Mann einen unauslöschlichen Eindruck ge-

macht hatten, vor meinem inneren Auge entstehen ließ.

So vergingen einige sorglose Tage, und als sich nach einer Woche der Tag der Rückreise näherte, wurde es mir ein wenig schwer ums Herz.

Der Vorabend unserer Abreise war gekommen, und wir hatten Goethes Mutter ein letztes Mal aufgesucht, um uns zu verabschieden. Erneut fanden wir sie nicht allein, sondern in Gesellschaft eines dicklichen älteren Herrn, in dessen Gesicht sich im Laufe seines Lebens ein dauerhafter Ausdruck von empörter Überraschung eingegraben hatte und welcher uns als Stadtrat von Hilgendorf vorgestellt wurde. Er machte auf mich einen überaus betrübten Eindruck, offensichtlich war er gerade im Begriffe gewesen, sich zu empfehlen aber, ohne dass man sich's versah, kam man ins Gespräch, und er berichtete uns, dass man in der Stadt in Trauer sey, da erst vor wenigen Tagen gleich zwei Stadträte bey tragischen Vorfällen zu Tode gekommen seyen. Wir kondolirten ihm und bemühten uns, einige Trost- worte zu finden, atmeten jedoch auf, als er uns endlich verließ.

Schon bald dachten wir nicht mehr an ihn und verbrachten den Abend mit köstlichem Braten und Apfelwein. Goethe hatte einige der Gedichte mitgebracht, welche künstlerisch veranlagte Franckfurter uns in die Herberge geschickt hatten, auf dass wir diese - wie man in den bey gefügten Briefen beteuerte - kritisch beurteilten sollten, wiewohl man ohne jeden Zweifel insgeheim höchstes Lob erwartete. Uns ein-

ander abwechselnd, declamierten wir drei das schauerliche Gereimsel, wobey wir alle, jedoch insbesondere Goethens Mutter, derartig von Anfällen heftigsten Kicherns übermannt wurden, dass ich fast schon um die Gesundheit der betagten Dame fürchtete.

Es war bereits spät in der Nacht – die Wachslichter auf dem Tische waren beinahe zur Gänze niedergebrannt – als mein Freund und ich uns singend auf den Weg zu unserer Herberge machten.

Viertes Kapitel Die Einladung

Am nächsten Morgen erwachte ich spät, mit brummendem Schädel und einem bitteren Geschmack im Munde; offenkundig hatte ich eine Bouteille mehr getrunken, als mir wohl tat, und ich war eben im Begriffe, meine Sachen zusammen zu packen, als es an die Kammerthüre klopfte und Goethe mit einem Briefe in der Hand eintrat. Seine Miene verriet einigen Verdross. »Wir bleiben.« Mit einer unwirschen Handbewegung hielt er mir den Brief hin. Ich nahm ihn entgegen und las:

*Hochgeehrte Exzellenz Geheimrat von Goethe!
Hochgeehrter Hofrat Schiller!*

*In einer Angelegenheit von höchster Dringlichkeit
ersuche ich um Euer Erscheinen! Meine Kutsche er-
wartet Euch bereits.*

*Hochachtungsvolle Grüße
Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis*

Überrascht ließ ich den Brief sinken und sah zu Goethe, der verächtlich die Mundwinkel verzog. »Höchste Dringlichkeit!«, knurrte er. »Ich möchte wetten, dass es sich um eine vollkommene Nichtigkeit handelt, mit der man unsere kostbare Zeit vergeuden wird.« Ich lächelte zustimmend. Den Ärger meines Freundes konnte ich gut nachfühlen, jedoch ich für meinen Teil hatte es keineswegs besonders eilig, zurück nach Jena zu kommen. Meine Arbeit an den *Maltesern* konnte ruhig noch etwas länger warten. Persönlich war ich dem Fürsten von Thurn und Taxis niemals begegnet, aber natürlich war mir der Generalerbpostmeister der Kaiserlichen Reichspost wohlbekannt. Nicht nur war er Herr über den größten Teil des amtlichen Briefverkehrs, sondern er hatte auch seine Gemahlin auf einem seiner Schlösser unter Hausarrest gestellt, nachdem diese wiederholt versucht hatte, ihn zu ermorden.

Das klang überaus verheißungsvoll.

»Es steht zu hoffen, dass man uns nicht allzu lange aufhält«, brummte Goethe, als wir die knarrenden Stiegen hinunter liefen. »Wenn wir es klug anstellen,

bekommen wir noch die Nachmittagsfuhrer aus der Stadt.«

Vor dem Hause stand, wie angekündigt, die Kutsche bereit, allerdings nicht die des Fürsten, wie ich es erwartet hatte, sondern eine ordinäre Postkutsche, wie sie der Fürst zu hunderten sein eigen nennen mochte. Goethe warf mir einen Blick zu, der eines Tantalus würdig gewesen wäre, und wir stiegen ein.

Fünftes Kapitel Das Problem

Bald darauf rollte unsere Kalesche durch den steinernen Torbogen auf den großen Innenhof des Palais. Der Gärtner, welcher damit beschäftigt war, Herbstlaub zusammen zu kehren, würdigte uns keines Blickes. Ein weißhaariger Diener öffnete den Wagenschlag und geleitete uns in das imposante Hauptgebäude und dann eine breite Marmortreppe hinauf. Von irgendwoher vernahm ich leise ein Spinett, welches mit schwerer Hand traktiert wurde. Nachdem wir einen prächtig vergoldeten Ballsaal passiert hatten, wandte sich der Diener nach links und blieb vor einer hohen Doppelthüre stehen. Er hieß uns warten und trat ein. »Die Herren, welche Eure Durchlaucht erwartet haben.« Ich bemerkte, wie Goethe sich zu vol-

ler Größe aufrichtete und seinen Rock glatt strich. Offenbar erfolgte von innen Zustimmung, denn mit einer Handbewegung ließ uns der Diener nun ebenfalls eintreten und schloss die Thüre sodann von außen. Wir befanden uns nun in einem hohen Saale, dessen Wände bis zur Decke mit Bücherregalen bedeckt waren. Der köstliche Geruch vergilbten Papiers hing in der Luft. In der Mitte des ansonsten vollkommen leeren Saales befand sich ein langer Tisch, der mit diversen Schriftstücken bedeckt war und an dem drei Herren saßen, welche uns mit teils besorgten, teils hoffnungsvollen Mienen entgegen sahen: Stadtrat von Hilgendahl, welchen wir bereits kennengelernt hatten, sowie zwei weitere Männer. Der Mann an der Stirnseite des Tisches – zweifellos der Fürst – winkte uns, näher zu kommen. Er mochte an die siebenzig Jahre alt sein und machte auf mich einen recht schwächlichen Eindruck. Wir traten an den Tisch heran und erwiesen ihm unsere Referenz. »Eure Durchlaucht, wir ...«, hob Goethe an zu sprechen, jedoch der Fürst winkte müde ab und gebot uns mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen. Er öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, aber es schien über seine Kräfte zu gehen. Mit wässrigen Augen blickte er zu seinem Nachbarn zur Rechten, einem Mann mit hoher Stirn, humorlosen Augen und einem entschlußkräftigen Kinn, welchen ich auf etwas über fünfzig Jahre schätzte, woraufhin dieser sogleich das Wort an uns richtete.

»Meine Herren, Geheimrat von Goethe, Hofrat Schiller«, er verbeugte sich leicht in unsere Richtung,

»mein Name ist Dr. Conrady. Wie auch Herr von Hilgendahl, habe ich die Ehre, dem Rat der Stadt Franckfurth anzugehören. Zuallererst lassen Sie mich Ihnen im Namen des Fürsten und im Namen der Stadt danken, dass Sie unserer Bitte um eine Unterredung so bereitwillig nachgekommen sind.« Stadtrat von Hilgendahl schien etwas einwenden zu wollen, ließ es aber bey einem mahnenden Blick zu Dr. Conrady bewenden, welcher sich auch sogleich korrigierte: »Wenn ich sage, im Namen der Stadt, dann ist dies zwar einerseits wahr, gleichwohl bitten wir darum, diese Unterhaltung als keineswegs offiziell zu betrachten. Die übrigen Mitglieder des Stadtrates wissen - aus Gründen, welche Sie gleich verstehen werden - nichts davon. Überdies müssen wir darauf bestehen, dass alles, was wir Ihnen anvertrauen, mit allerhöchster Discretion zu behandeln ist. Betrachten Sie uns daher einstweilen nur als drei Männer, welche um das Wohl der Stadt in größter Sorge sind und die sich gegenseitig vertrauen.«

Conrady dachte einen Augenblick nach, bevor er fortfuhr.

»Die Angelegenheit verhält sich durchaus compliciert, und ich weiß nicht recht, wo ich beginnen soll. Bitte unterbrechen Sie mich, wenn Ihnen etwas unklar erscheinen sollte.«

Dr. Conrady räusperte sich. »Nun denn, zum einen ist Ihnen beiden zweifellos bekannt, dass sich Franckfurth in überaus schwierigen politischen Zeiten befindet. Nach wie vor sind wir vollkommen abhängig von

Frankreich, und obschon sich Franckfurth für neutral erklärt hat, obschon wir gewaltige Contributionen an Frankreich gezahlt haben und weiterhin zahlen, und obschon wir keinerlei Parteinahme für Österreich oder gar England erkennen lassen, ist es von Seiten Frankreichs immer wieder zu verheerenden Besetzungen gekommen. Seit dem Frieden von Lunéville, welcher im Februar geschlossen wurde, hat sich die Lage etwas beruhigt, aber es bedarf keiner Erwähnung, dass wir auf einem Pulverfass sitzen und dass schon der kleinste Funke genügen würde, damit Consul Bonaparte die Stadt erneut angreift und besetzt.« Goethe nickte voll verdrießlicher Ungeduld, wie ich es schon des Öfteren bei ihm beobachtet hatte, wenn man ihn behandelte, als könnte es etwas geben, das er nicht wisse.

»Schon der kleinste Funke würde genügen«, wiederholte Conrady, während er uns beiden abwechselnd eindringlich in die Augen sah. »Ich schicke dies voraus, damit Sie die Bedeutung des Folgenden besser verstehen können. Des Weiteren möchte ich vorausschicken, dass in unserer Stadt 26 Europastraßen aufeinander treffen, wodurch Franckfurth auf dem Continent eine centrale strategische Bedeutung zukommt, vergleichbar nur mit Rom oder Paris. Es versteht sich, dass wir deshalb um so mehr unter ständiger Beobachtung stehen. Bonaparte hat seine Leute überall, theils versteckt, theils ganz offen, und es dürfte auch unter den Franckfurther Bürgern nicht wenige geben, welche sich ihm in der einen oder anderen Weise an-

dienen.« Er deutete mit der Hand auf den Fürsten. »Wie Ihnen bekannt sein dürfte, ist seine Durchlaucht der Generalerbpostmeister. Die Briefe halb Europas werden durch seine Kuriere befördert. Und so sind uns eine Anzahl von Depeschen zur Kenntnis gelangt, welche ...« Der Fürst richtete sich auf und räusperte sich verärgert, woraufhin er sogleich zu husten begann. Conrady biss sich auf die Lippe und fuhr fort. »Ich will damit keinesfalls andeuten, dass diese Depeschen unrechtmäßig geöffnet wurden - jedoch ...«, er starrte für einen Augenblick angestrengt an die Zimmerdecke, »... jedoch - sey es wie sey - wir haben von ihrem Inhalt Kenntnis.« Erneut biss er sich auf die Lippe. Ich bemerkte, wie Goethe einen verstohlenen Blick auf die Standuhr hinter den drei Herren warf und leise in sich hinein seufzte.

Conrady beugte sich vor und senkte seine Stimme. »Bevor ich nun zum Eigentlichen komme, möchte ich Sie noch einmal an die strikte Discretion erinnern, die Sie gelobt haben. Zu niemandem ein Wort davon. Zu niemandem!« Ich zögerte.

Dass ich meine Frau ins Vertrauen ziehen würde, verstand sich ohnehin von selbst, und wenn Goethe nicht bereits dabey gewesen wäre, hätte ich ihm gewiss gleichfalls davon erzählt. Und vielleicht noch diesem oder jenem, wenn es sich ergeben würde. Bevor man sich jedoch eines unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauten Geheimnisses unwürdig erweisen kann, muss man es zunächst einmal kennen. Mein Freund und ich taten also, was man in solchen

Augenblicken tut. Wir nickten und versprachen es erneut.

Conrady fuhr mit ernster Miene fort. »In den bewussten Depeschen steht zu lesen, dass ...«

»Man muss dazu wissen, dass es sich ausnahmslos um Depeschen handelt, welche für Bonaparte bestimmt sind«, warf Stadtrat von Hilgendahl hastig ein.

»Ganz recht«, versetzte Conrady, »das hatte ich vergessen zu erwähnen. Nun denn, in diesen Depeschen an Bonaparte wird davon berichtet, dass in den letzten 14 Tagen nicht weniger als 121 städtische Kuriere aus Franckfurth in Städte in ganz Deutschland entsandt wurden.« Conrady schüttelte den Kopf, wie um einen schlechten Gedanken zu verscheuchen.

»Was ist daran ungewöhnlich«, warf ich ein, »wenn Franckfurth Kuriere entsendet?«

Conrady holte tief Luft. »Nun zwei Dinge. Zum einen handelt es sich bei allen 121 Städten um Garnisonsstädte. Verstehen Sie, welchen Schluss Bonaparte daraus nur ziehen kann?«

Goethe nickte bedächtig. »Franckfurth zieht ein Heer gegen Frankreich zusammen.«

Conradys Stimme klang heiser. »Ganz recht. Und nur dadurch, dass es uns gelungen ist, diese Depeschen auf ihrem Wege nach Frankreich abzufangen, bevor sie ihr Ziel erreichen konnten, ist eine Catastrophe verhindert worden.«

Er zog sein Schnupftuch aus dem Ärmel und tupfte sich etwas Schweiß von der Stirne. Ich wartete, bis er

damit fertig war. »Sie sprachen von einer 2ten Sache, die ungewöhnlich ist.«

Conrady blickte nervös zu Boden, bevor er antwortete. »Die andere Sache ist in der Tat sogar noch ungewöhnlicher. Diese städtischen Kuriere – sie trugen städtische Uniformen, sie führten gültige Legitimationspapiere mit sich, aber sie – handelten nicht in unserem Auftrage.«

Goethe runzelte die Stirn. »Kamen denn aus den Garnisonsstädten Antworten auf die Depeschen dieser falschen Kuriere?«

»Keine. Auch das ist überaus seltsam. Und natürlich können wir keine echten Kuriere hinterherschicken, um Erkundigungen einzuziehen, denn auch das würde man sogleich nach Paris vermelden, und wir können nicht hoffen, in der Lage zu sein, jedes Mal alle Depeschen abzufangen.

Sollten sich solche Vorfälle wiederholen – und wir haben wenig Zweifel, dass dies geschehen wird – dann befindet sich Franckfurth sehr bald schon im ...«

»... Krieg mit Frankreich«, ergänzte ich.

»So ist es«, versetzte Conrady düster. »Jemand will uns in den Krieg zwingen.«

»Wer?«, riefen Goethe und ich wie aus einem Munde.

»Das wissen wir nicht«, seufzte Conrady. »Die Franzosen sind es jedoch sicherlich nicht. Sie haben keine Veranlassung dazu. Wenn Bonaparte eine Region angreifen will, braucht er dafür keinen Vorwand, das hat er in der Vergangenheit vielfach bewiesen.«

»Liegen Ihnen denn nicht die geringsten Erkennt-

nisse vor, die Licht ins Dunkel bringen können?« Goethes Stimme ließ ungläubigen Tadel erkennen.

»Eher im Gegenteil. Die wenigen Erkenntnisse, welche wir haben, verdunkeln die Angelegenheit nur noch mehr«, erwiderte Conrady düster.

»Nennt sie uns dennoch«, forderte Goethe bestimmt.

»Nun, wie Ihr sicher wisst, haben wir genaue Kenntnis, wer die Stadt betritt und wer sie verlässt und wer wo logiert. Das Franckfurter Polizeysystem ist in diesem Punkte ungeheuer fortschrittlich. Um so verwunderlicher ist es, dass in den letzten acht Monaten über einhundert Männer in der Stadt angekommen sind, welche, zumindest nach unseren Aufzeichnungen, nirgendwo logieren, sie haben sich buchstäblich in Luft aufgelöst.«

»Genau gesagt«, meldete sich Stadtrat von Hilgendahl zu Worte, »sind es 159 an der Zahl.«

Goethe und ich warfen uns einen erstaunten Blick zu, doch bevor wir etwas erwidern konnten, ergriff erneut Stadtrat Conrady das Wort. »Überdies sind in den letzten sieben Tagen zwei unserer Stadträte verstorben.«

»Ermordet!«, ergänzte von Hilgendahl beinahe flüsternd, während er uns erregt anstarrte.

Conrady nickte. »In der Tat. Ermordet. An unterschiedlichen Abenden und an verschiedenen Orten, aber beide wurden auf offener Straße ausgeraubt und erstochen. Wenn ...« Conradys Stimme begann zu zittern, aber nur einen Augenblick darauf hatte er sich wieder in der Gewalt. »Wenn dies lediglich *einem* Stadtrat zugestoßen wäre, würde ich an einen Raub

glauben – es wäre ein außergewöhnlich brutaler Raub, wie wir ihn in der Stadt seit Jahren nicht hatten, aber es wäre denkbar. Jedoch zwei in einer Woche, und beides Stadträte, das legt die zwingende Annahme nahe, dass der Raub jeweils nur ein Vorwand für den Mord war und dass sich etwas gänzlich anderes dahinter verbirgt. Um was es sich allerdings dabey handelt – das wissen wir nicht. Doch halten wir es für möglich, dass diese beiden Stadträte etwas wussten, was unter keinen Umständen bekannt werden soll. Die Frage ist, warum sie es wussten. Weil sie selbst Teil dieser Affäre waren oder weil sie etwas entdeckten, was niemand entdecken sollte? So oder so, es legt den Gedanken nahe, dass die Ursach all dieser Vorkommnisse möglicherweise im Stadtrat selbst zu suchen ist. Nun werden Sie auch begreifen, warum wir uns nicht offiziell im Römer treffen, sondern hier und, weshalb nur wir drei mit Ihnen reden. Wir drei kennen uns seit einigen Jahrzehnten und wissen, dass wir uns vertrauen dürfen, aber wem sonst noch, das wissen wir leider nicht.«

Conrady verstummte, und während wir versuchten, das Gehörte im Geiste zu ordnen, war in der Bibliothek für eine Weile nur das Ticken der alten Standuhr zu vernehmen.

Schließlich ergriff Conrady erneut das Wort: »Begreifen Sie unsere Situation, gerade heraus gesagt, wir sind verzweifelt! Ein Krieg mit Frankreich muss unter allen Umständen vermieden werden. Schon jetzt führen die Contributionszahlungen an Frankreich zu unerträglichen Drangsalen unter der Bevölkerung. Wir

sind kaum mehr in der Lage, auch das Allernötigste zu finanzieren. Sehen Sie nur dort.« Er wies mit müder Geste aus dem Fenster auf ein halbfertiges Gebäude in einiger Ferne. »Die Paulskirche. Wir mussten den Bau schon vor Jahren einstellen. Der Glockenturm ist nicht fertig, es gibt nur ein notdürftiges Dach und keine Fenster. Wir vermieten das Innere als billige Lager Räume. Und dieser unwürdige Zustand wird ohne Frage noch etliche Jahre fort dauern. Das ist die gegenwärtige Lage. Schlimmer darf sie um keinen Preis werden.«

Conrady schwieg und sah uns erschöpft, aber auch mit einer Art von Erleichterung an.

Goethe strich sich unbehaglich mit der Hand über das Kinn. »Ich begreife die misslichen Umstände, was ich jedoch nicht begreife ist: Wie könnten wir hier behilflich sein? Ich zweifele nicht, dass die Polizey der Stadt Franckfurth bestens in der Lage sein wird ...«

»Sie verstehen nicht!«, fuhr Conrady barsch dazwischen, nur um sogleich sehr viel höflicher fortzufahren: »Unsere Polizey besteht aus guten, tüchtigen Männern, allerdings, wenn tatsächlich Mitglieder des Rates in diese Affäre verwickelt sind, würden diese von allem Kenntnis erhalten, was jene unternehmen und so jedwede Maßnahme sabotieren können. Sie beide hingegen, meine Herren, sind über jeden Zweifel erhaben. Überdies seid Ihr, Herr Geheimrat, mit den Franckfurter Verhältnissen bestens vertraut, Ihre überragende Bekanntheit und die von Hofrat Schiller wird Ihnen allseits Zugang verschaffen, ohne jedoch, dass es offiziell sein muss.«

Goethe rutschte unbehaglich auf seinem Sessel herum. »Wie schon gesagt, wir verstehen Ihre peinliche Situation nur allzu gut, aber ich fürchte, Sie überschätzen unsere Möglichkeiten, hier behilflich zu sein, bei Weitem. Sie werden leicht weitaus geeigneterer Männer als uns für diese Aufgabe finden. Das Einzige, was ich anzubieten habe, ist ein Rat.«

Conrady stutzte, bevor er etwas widerwillig antwortete. »Wie lautet er?«

Goethe kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Wer ist hier in Franckfurth der Gewährsmann Bonapartes? Damit meine ich nicht seinen offiziellen Statthalter, sondern den Mann, welcher die Aufsicht über Bonapartes Spione hat. Mit ihm sollten Sie sprechen. Er kennt Sie, und er hat das Ohr des Consuls. Ihm müssen Sie Ihre vertrackte Lage auseinandersetzen, das ist das Klügste, was Sie tun können, denke ich.«

Conrady schüttelte unwirsch den Kopf. »Das könnten wir natürlich versuchen, aber es würde nichts ändern, wenn wir mit ihm reden würden. Sein Name ist übrigens Monsieur Montfort. Denn, wenn wir wirklich ein Heer gegen Bonaparte aufstellen würden und befürchten müssten, dass er davon erfährt, dann würden wir doch ebenfalls behaupten, dass es sich hierbei um Falschmeldungen handle. Er würde uns nicht glauben; wohingegen wir im Moment noch hoffen dürfen, dass er nicht informiert ist. Wenn wir ihn jedoch selbst in Kenntnis setzen, begeben wir uns vollständig in seine Hand.«

»Nichtsdestotrotz«, beharrte mein Freund, »dürfte

es das Günstigste sein, mit offenen Karten zu spielen, man darf nicht darauf rechnen, dass er nichts davon erfährt, es ist nur eine Frage der Zeit und ...«

Mit einem kräftigen Hieb, den ich ihm nicht zuge-
traut hatte, schlug der Fürst krachend auf die Tisch-
platte, so dass wir alle erschrocken zusammenfuh-
ren. »Sie beide sprechen mit Montfort!«, rief er und
starrte uns mit seinen wässrigen Augen aufgebracht
an.

»Eine vorzügliche Idee«, soufflierte Stadtrat von Hil-
gendahl mit schmeichelnder Stimme. »Ihnen wird er
zuhören. Wenn es von Ihnen kommt, ist es um so Vie-
les glaubwürdiger.«

»Das wäre entschieden!«, knurrte der Fürst, bevor
wir etwas erwidern konnten.

Sechstes Kapitel Monsieur Montfort

Es dunkelte bereits, als wir uns auf den Weg von
unserer Herberge zu Schloss Grüneburg mach-
ten, wo Monsieur Montfort residierte. Für einen Sep-
temberabend war es ungewöhnlich warm, und so hat-
ten wir uns entschlossen, die Strecke zu Pferde zurück
zu legen.

Einige Stunden zuvor waren wir nach unserer Unterredung bei Fürst Karl Anselm ohne Verzug in den Weißen Schwan zurückgekehrt, und Goethe hatte einen Brief an Monsieur Montfort aufgesetzt, in dem wir darum baten, ihm einen Besuch abstaten zu dürfen. Nachdem das Billet von ihm versiegelt worden war, hatte mein Freund den Wirt beauftragt, das nämliche Schreiben stante pede durch einen Boten überbringen zu lassen, und kaum, dass zwei Stunden verstrichen waren, hielten wir bereits einen in geradezu herzlichen Worten gehaltenen Brief Monsieur Montforts in Händen, in welchem er sein Entzücken darüber zum Ausdruck brachte, zwei auch in Frankreich über alle Maßen geschätzte Hommes des lettres kennen lernen zu dürfen, und uns für acht Uhr zum Souper auf sein Schloss bat. *Fürwahr, ein Auftakt, welcher auf ein gutes Gelingen unseres Vorhabens hoffen ließ*, dachten wir bey uns.

Seitdem waren mehrere Stunden vergangen, und nachdem wir das Eschenheimer Tor passiert hatten, ritten wir nun Richtung Nordwesten. Der Geruch des Herbstes hing in der Luft, und nach etwas mehr als einer halben Stunde hatten wir eine sanfte Anhöhe erreicht, von welcher man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin sie liegt, und hinterwärts den Niddagrund bis an das Gebirge übersieht. Gemächlichen Schrittes ritten wir die lange Allee entlang, an deren Ende das Schloss hell erleuchtet in der Finsternis erstrahlte. Ich erinnere mich noch, dass mich bei jenem Anblick eine sonderbare Ahnung überfiel, wel-

cher ich aber nicht weiter Beachtung schenkte. So ritten wir langsam weiter, und ich war soeben im Begriffe, zu meinem Freunde irgend eine Bemerkung über die herrliche Parkanlage zu machen, welche sich links und rechts der Allee erstreckte, als ich gewahr wurde, dass wir uns dem Schlosse weit schneller näherten, als es sich durch das Tempo unserer Pferde erklären ließ. Goethe musste dies wohl ebenfalls bemerkt haben, denn im nächsten Moment ließ er sein Pferd halten und packte mich beim Arme, auf dass ich es ihm gleich täte.

»Das Schloss, es kommt auf uns zu!«, rief er mit rauer Stimme.

Und tatsächlich, auch nachdem wir uns nun nicht mehr fortbewegten, sahen wir die Lichter des Schlosses unaufhörlich näher kommen. Ich kniff die Augen zusammen, um in der Dunkelheit schärfer sehen zu können, und mit einem Male erkannte ich, welches Schauspiel sich da vor unseren Augen abspielte. Was wir für die Lichter des Schlosses gehalten hatten, war in Wahrheit eine Kutsche, welche in hellen Flammen stand und in einem irrwitzigen Tempo führerlos auf uns zu raste. Nie zuvor hatte ich erbarmungswürdigere Kreaturen gesehen als die vier schwarzen Rösser, welche vor die Kutsche gespannt waren und mit in äußerster Panik hervor quellenden Augen versuchten, den lodernden Flammen zu entkommen. Aus ihren Kehlen drangen dabey die schauerlichsten Geräusche, wie von den elendesten Geschundenen der Hölle, welche sich mit dem lauten Rattern der Räder auf dem

Pflaster und den tobenden Flammen zu einem Rhythmus des Grauens vereinten. Kaum hatten mein Freund und ich Zeit, einen Gedanken zu fassen, denn bereits im nächsten Augenblicke raste die lodernde Kutsche zwischen uns hindurch, woraufhin nun auch unsere Pferde außer sich gerieten und sich wiehernd aufbäumten, so, dass wir alle Mühe hatten, uns im Sattel zu halten. Im selben Moment wurden meine Augen von einem weiteren und noch furchtbareren Schrecken gepeinigt, welchen ich wohl meinen Lebttag nicht mehr vergessen werde: In der Kutsche befand sich ein Mann, welcher lichterloh in Flammen stand und der mit einer vor namenlosem Grauen verzerrten Fratze ebenso verzweifelt wie vergeblich am Verschlag rüttelte, fraglos im Wahne, diesem Höllengefährten noch in allerletzter Sekunde entkommen zu können.

Mit einem Schlage wurden wir von der ungeheuerlichen Flammenhitze erfasst. Ich hielt unser Ende für besiegelt, jedoch nur einen kurzen Moment darauf war die Kutsche an uns vorbei gerast und entschwand nun unseren Blicken ebenso schnell, wie sie zuvor erschienen war, während wir selbst atemlos nach Luft rangen. Mein Freund war kreideweiß im Gesicht, und ich zitterte am ganzen Leibe. So standen wir zwei oder drei Minuten, unfähig, einen ruhigen Gedanken zu fassen. Dann bemerkten wir am Ende der Allee, von wo die Kutsche gekommen war, ein weiteres Licht, dieses war allerdings weit größer, und es kam auch nicht näher. Diesmal erkannten wir die Wahrheit sofort: Jetzt stand auch das Schloss in Flammen.

Siebentes Kapitel Ein letzter Gefallen

Es war bereits nach Mitternacht, als mein Freund und ich erneut die fürstliche Bibliothek betraten. Auf dem Kartentische flackerten zwei beinahe herunter gebrannte Wachslichter, welche den ansonsten dunklen Saal notdürftig erhellten, und die Luft war stickig. Zu unserer Verwunderung war niemand zugegen, aber gleich darauf vernahmen wir hinter einer der vier Thüren, welche in den Raum führten, erregte Stimmen, woraufhin die Thüre aufflog und die Stadträte von Hilgendahl und Dr. Conrady eiligen Schrittes das Zimmer betraten. Aus ihren Augen sprach Furcht, und was sie uns mitzuteilen hatten, überstieg unsere schlimmsten Ahnungen: Der brennende Mann in der Kutsche war Monsieur Montfort gewesen. Offenbar hatten sich die Pferdegeschirre schließlich durch die Flammen gelöst, und die Kutsche war in einen Graben gestürzt, wo sie dann mit ihrem unglückseligen Passagier fast vollständig verbrannt war. Die Thüren der Kutsche waren erst zu öffnen gewesen, nachdem man mehrere lange Nägel, welche tief in das Holz getrieben worden waren, entfernt hatte. Dass es sich bei dem Mann um Monsieur Montfort handeln müsse,

hatte man nur noch aus der außergewöhnlichen Körpergröße des Verbrannten und vor allem aus dem Siegelring schließen können, welcher sich noch am verkohlten Ringfingerknochen der Leiche befunden hatte. Schloss Grüneburg stand auch jetzt noch in Flammen. Es hatte keine Aussicht bestanden, des Feuers Herr zu werden, und ohne Zweifel würde das gesamte Anwesen in den kommenden Stunden bis auf die Grundmauern niedergebrannt sein. Überdies war man überall um das Schloss herum auf die Leichen der Familie Monsieur Montforts und seiner Dienstboten gestoßen – mit äußerster Ruchlosigkeit dahin gemetzelt. Niemand hatte überlebt.

»Was für ein entsetzliches Unglück!«, krächzte von Hilgendahl. »Hätten Sie doch noch mit Monsieur Montfort sprechen können, dann ...« Er vollendete den Satz nicht und blickte hilflos ins Leere, woraufhin nun Dr. Conrady mit düsterer Stimme das Wort ergriff. »Augenscheinlich sollte dies um jeden Preis verhindert werden. Sie sehen, meine Herren, wie ernst die Angelegenheit ist und dass wir Ihre Hilfe nun um so dringlicher benötigen.« Er sah uns mit einem Blicke an, als sey er ein entsprungener Tollhäusler. Eine bedrückende Stille legte sich über den Saal, und ich spürte, wie eine heftige Unruhe von mir Besitz ergriff. Es war doch offenkundig, dass mein Freund und ich umgehend abreisen mussten. Nicht nur, dass wir hier nichts ausrichten konnten und bei dem Versuche, es doch zu tun, zweifellos nur noch größeren Schaden verursachen würden, nein es kam mir just in diesem

Augenblicke schlagartig zu Bewusstsein, dass ich *Die Malteser* schon viel zu lange vernachlässigt hatte und dass dieses Stück alle Anlage dazu hatte, mein bedeutendstes Drama zu werden. Die Zeit war nun reif, und das Werk verlangte ungestüm nach Vollendung. Ich spürte deutlich, wie bereits eine Unzahl von herrlichen Ideen auf meinen Geist einströmten oder zumindest drauf warteten, jeden Moment auf ihn einzuströmen, und ich wollte soeben meinen Mund öffnen, um den beiden Herren dieses und noch einiges mehr darzulegen, als ich Goethe mit fester Stimme antworten hörte:

»Ein Gespräch mit Monsieur Montfort hätten wir unter glücklichen Umständen möglicherweise zu einem günstigen Ausgange wenden können, jedoch nun, da Montfort nicht mehr lebt, gibt es nichts, wobey wir noch von Nutzen sein könnten. Und nachdem wir selbst nur um Minuten dem sicheren Tode entronnen sind, denke ich, dass Sie dies unmöglich von uns verlangen können. Wir danken Ihnen für das Vertrauen, welches Sie in uns setzen, aber gleichwohl werden wir morgen abreisen, meine Herren.« Goethe verbeugte sich knapp, wandte sich um und schritt entschlossen auf die Thüre zu, und ich war schon im Begriffe, ihm nachzufolgen, als ich hinter mir von Hilgendaahls krächzende Stimme vernahm: »Morgen ist Sonntag, Sie müssen bis Montag auf die nächste Kutsche warten.«

»Gut denn, Montag also«, brummte Goethe ärgerlich, während Dr. Conrady uns nacheilte und uns den Weg vertrat.

»Tun Sie mir einen letzten Gefallen. Darf ich Sie wenigstens hierum bitten?«

Goethe warf ihm einen grämlichen Blick zu, schwieg aber, was Conrady als Zustimmung zu empfinden schien.

»Morgen Abend gibt die Baronin von E. einen Ball. Alles, was Rang und Namen hat, wird dort sein, selbstredend auch sämtliche Stadträte. Eine günstige Möglichkeit, mit diesen ganz unverfänglich ins Gespräch zu kommen.«

»Was könnte das nützen?«, warf ich ein.

»Wer weiß? Sie beide verfügen über einen außergewöhnlich scharfen Geist, möglicherweise bemerken Sie bei einem von ihnen etwas, das uns weiter zu helfen vermag.«

»Mehr als unwahrscheinlich«, versetzte Goethe, ärgerlich den Kopf schüttelnd.

»Unwahrscheinlich, aber doch möglich«, insistierte Conrady. »Wir dürfen auch die unwahrscheinlichste Möglichkeit nicht verachten!« Er trat so dicht an Goethe heran, dass sich ihre Nasenspitzen beinahe berührten. »Wenn Sie es nicht für uns oder die Stadt tun wollen, Herr Geheimrat, dann tun Sie es für Ihre Mutter, soll sie nicht mehr in Frieden leben können in ihrer Heimatstadt?«

Darauf war nichts zu entgegnen.

Achtes Kapitel

Cotta

Den Rest der Nacht verbrachte ich in meinem Bette, ohne jedoch Schlaf zu finden. Unruhig warf ich mich hin und her, denn die Bilder des schrecklichen Ereignisses, dessen wir Zeuge geworden waren, wollten sich nicht verscheuchen lassen. Auch musste ich immer und immer wieder an jene zwei Fragen denken, welche Goethe geäußert hatte, sobald wir das Schloss verlassen hatten: »War es ein Zufall gewesen, dass Monsieur Montfort getötet wurde, als wir uns just auf dem Wege zu ihm befanden? Und wenn es sich nicht so verhielte – und dies war anzunehmen – durch wen hatte man von unserem Kommen gewusst?«

Erst in den Morgenstunden fiel ich in einen tiefen Schlaf mit wirren Träumen, aus welchem ich erst zur Mittagsstunde erwachte. Der Wirt teilte mir mit, dass Goethe die Herberge bereits in der Frühe verlassen habe und dass ich ihn erst am Nachmittage zurück erwarten solle. Dies kam mir durchaus nicht unangelegen, würde ich doch nun einige Stunden zur Verfügung haben, um auf meiner Stube in Muße an meinen *Maltesern* zu arbeiten, und so zog ich mich sogleich

zum Schreiben zurück. Jedoch, es war wie verhext: So viel Caffee ich auch trank und so viel Pfeifen ich auch schmauchte, die Gedanken und Ideen, deren Vorhandensein ich einige Stunden zuvor doch in so überdeutlichem Maße verspürt hatte, wollten sich nun nicht mehr zeigen. So sehr ich mich auch marterte, sie zu ergreifen, mein Hirn hielt sie in sicherer Verwahrung, gleich einer fest verkorkten Bouteille besten Burgunders. Ich war daher geradezu erleichtert, als ich schließlich durch den dicken Tabakdunst meinen Freund ins Zimmer treten sah. Er berichtete mir, dass er, nachdem er zunächst noch einmal seine Mutter besucht hatte, einen langen Spaziergang entlang des Main unternommen habe, um sich die ganze Angelegenheit ein letztes Mal gründlich und vorurteilsfrei durch den Kopf gehen zu lassen und von allen Seiten zu beleuchten. Dabey sey er jedoch immer wieder zu dem selben Schlusse gekommen, nämlich, dass wir weder die Zeit, noch weniger aber die Mittel hätten, Licht in diese Affäre zu bringen. Nichtsdestotrotz sehe er die unabweisliche Notwendigkeit, helfend einzugreifen, um Franckfurth vor einer Catastrophe zu bewahren. Noch immer halte er den ehrlichen Weg für den günstigsten, und so habe er einen langen Brief an unseren gemeinsamen Verleger, Friedrich Cotta geschickt, mit welchem wir uns nicht nur durch geschäftliche, sondern auch durch freundschaftliche Bande verbunden sahen. Erst kürzlich hatte Cotta es sich nicht nehmen lassen, mein Haus in Jena mit einem dieser modernen Apparaturen zur Ableitung von

Blitzen auszustatten, da er um mein Wohl besorgt war – eine noble Geste, welche mich zutiefst gerührt hatte. Cotta – so führte Goethe weiter aus – war im März diesen Jahres von dem Württembergischen Fürstentum Hechingen in diplomatischer Mission nach Paris entsandt worden, wo er dessen Interessen in höchsten Regierungskreisen überaus erfolgreich vertreten habe. Zwar sey Cotta inzwischen wieder nach Stuttgart heimgekehrt, aber er habe in Paris hervorragende Contacte geknüpft, welche sich nun als hilfreich erweisen könnten. Goethe habe ihn daher brieflich gebeten, eben diese Contacte zu nutzen, um an Monsieur Fouché, den Polizeyminister Bonapartes, heranzutreten und ihm unsere precäre Lage untertänigst und ehrlich darzulegen. Damit sey nun alles getan, was möglich sey, und wir würden morgen guten Gewissens abreisen können.

Nun galt es nur noch, auf jenem Ball, zu welchem wir unser Erscheinen leider zugesagt hatten, mit verschiedenen Stadträten Gespräche zu führen, die ohne Zweifel ebenso öde wie nutzlos sein würden, jedoch nahmen wir uns vor, den Ball so bald als möglich zu verlassen.

Dass dieser Abend einen gänzlich anderen Verlauf nehmen würde, ahnten wir nicht.

Neuntes Kapitel

Der Ball

Goethe stand inmitten der tanzenden Paare, wie vom Donner gerührt in dem prachtvollen Spiegelsaal, und starrte gebannt auf einen Punkt am andern Ende des Saales.

Kurz zuvor hatten wir noch mit von Hilgendahl und Dr. Conrady in der Kutsche gesessen, die uns zum Palais bringen sollte, und nachdem die beiden uns hastig einen Schwall von Informationen über jene Stadträte zugeraunt hatten, welche am ehesten in Verdacht stünden, hinter allem zu stecken, waren sie auch auf die Baronin zu sprechen gekommen. Offenbar handelte es sich bei Helena von E. um die Witwe des vor einem Jahr verstorbenen Barons von E. Der Baron war fast 40 Jahre älter als seine Gemahlin gewesen, und es hieß, das Eheleben sey nicht allzu glücklich gewesen, was auch jedermann mit Ausnahme der Braut vorausgesehen hatte, denn der Baron war ein misanthropischer Wütherich von schlichtem Geiste gewesen, welcher außer der Jagd keinerlei Interessen gehabt hatte, während sie eine Frau voller Lebenslust war, welche nun - nach seinem Tode - ganz im gesellschaftlichen

Umgänge mit virtuosen Musikern und in der Ausrichtung musikalischer Soireen aufging. Es hieß, dass sie eine ganze Reihe dieser Künstler sogar als Mäzenin förderte, ein Umstand, welcher angesichts der lamentablen finanziellen Lage der Einwohner Franckfurths um so bemerkenswerter war, aber der Baron hatte ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen, welches sie zu einer der vermögendsten Persönlichkeiten der Stadt machte. Es nahm nicht Wunder, dass sie mit Heiratsangeboten geradezu überschüttet wurde, bisher jedoch hatte sie alle Verehrer – unter ihnen auch einen königlichen Geblüts – höflich abgewiesen.

Und nun standen wir also unter den Ballgästen, lauschten dem excellenten Streichquartett, hatten hier und dort einige belanglose Plaudereien geführt, und ich war eben im Begriffe, einen Stadtrat anzusprechen, auf den Herr von Hilgendahl verstohlen gedeutet hatte, als ich meinen Freund so stumm da stehen sah. Um zu ergründen, was sein Interesse erweckt hatte, näherte ich mich ihm und hatte ihn gerade erreicht, als er seine Sprache wieder fand. »Die Branconi, sie ist das leibhaftige Abbild der Branconi!« Ich musste lächeln über diese schwärmerische Anwandlung meines Freundes.

Maria von Branconi ...

Eines Nachts, nach einigen Flaschen schweren Portweins, hatte mir Goethe einige Jahre zuvor von ihr erzählt. Ich selbst hatte sie nie kennen gelernt, aber ich wusste, dass man von ihr allgemein bewundernd

als der schönsten Frau Deutschlands sprach. Goethe hatte mir einmal ein Portrait der Branconi gezeigt, und ich muss zugeben, sie hatte ein durchaus ebenmäßiges Gesicht und auch eine gewisse Aura, jedoch war ich dadurch nicht übermäßig zu beeindruckt gewesen. Gewiss betrachte auch ich mich als Freund der Schönheit, aber diese wäre für mich nie Grund gewesen, über ein Frauenzimmer gänzlich aus dem Häuschen zu geraten. Es gibt bedeutendere Eigenschaften als Schönheit. Ich hielt es da schon immer mit jener alten Weisheit, die da lautet: *Schönheit vergeht, aber Kochkunst besteht.*

Goethe jedoch war von der Branconi hingerissen gewesen. Kennengelernt hatte er sie in Lausanne. Sie war kurz zuvor vom Braunschweiger Erbprinzen, dessen offizielle Mätresse sie gewesen war, verlassen worden und unternahm nun ausgedehnte Studienreisen durch ganz Europa. Mein Freund war damals gerade dreißig, sie war zwei oder drei Jahre älter, und es hatte von Anfang an eine starke Anziehung zwischen den beiden bestanden. Im Jahr darauf besuchte sie ihn in Weimar, und er unternahm zwei Gegenbesuche auf ihrem Gut bei Halberstadt. Auch stand er in lebhafter Correspondenz mit der Dame und vergaß nie, ihr die Manuskripte seiner neuesten Werke zu senden. Ob die romantischen Gefühle, welche beide zweifellos für einander hegten, je die Ebene sanfter Freuden erreichten, darüber erging sich Goethe nur in nebulösen Andeutungen, aber ich wusste, dass ihn ihr früher Tod im Jahre 93 schwer getroffen und er ihn nie

gänzlich überwunden hatte. – Und nun sah er sie hier wieder? Ich folgte Goethes Blick und sah eine Dame mittleren Alters – zweifellos die Gastgeberin – welche halb wachsam, halb amüsiert zu uns herübersah. Sie sah – das ließ sich nicht leugnen – der Branconi sehr ähnlich, wobey sie an Schönheit nach meinem Empfinden die Branconi sogar noch übertraf, was jedoch auch daran liegen mochte, dass ein Portrait es niemals mit einer lebenden Person aufzunehmen vermag. Ich bemerkte, dass Goethe jenen speciellen Blick aufgesetzt hatte – er selbst nannte ihn halb im Scherze seinen Jupiter-Blick – welchen ich doch für arg verkünstelt hielt, der seine imponierende Wirkung jedoch, insbesondere auf das schwache Geschlecht – das muss ich eingestehen – niemals verfehlte. Und in der Tat, der Baronin entglitt schon im nächsten Moment alle edle Contenance, und sie blickte nun auf meinen Freund, gleich einem Kinde, welches gebannt den verblüffenden Kunststücken eines geschickten Taschenspielers zuschaut. Goethe ließ seinen Zauber noch einige Augenblicke wirken, raunte mir ein verwegenes »Nun denn!« zu und war eben im Begriffe, zur Baronin hinüber zu gehen, als Dr. Conrady wie aus dem Nichts zwischen uns auftauchte und uns verärgert anzischte. »Um Himmels willen, wo bleiben Sie denn? Zwei Stadträte haben den Ball bereits verlassen.« Und ehe wir etwas entgegnen konnten, hatte er uns fortgezogen zu einem recht kleinwüchsigen Herrn, dessen joviales Lächeln in einem sonderbaren Gegensatze zu seinem durchdringenden Blicke stand und welcher

uns von Dr. Conrady als Stadtrat Delbrück vorgestellt wurde. Delbrück schien hoch beglückt, uns kennen zu lernen - und war trotz unseres redlichen Bemühens, das Gespräch auf die Vorgänge in Franckfurth zu lenken, um keinen Preis bereit, über etwas anderes zu reden als über meine Dramen und die meines Freundes. Da es nun für einen Poeten nichts Öderes gibt, als über Werke zu sprechen, welche er Jahre zuvor verfasst hat - ja, von denen er kaum noch zu sagen vermag, was in ihnen geschrieben steht - und es von Stadtrat Delbrück offensichtlich nichts zu erfahren gab, was uns weiter helfen konnte, verabschiedeten wir uns alsbald von ihm, woraufhin Dr. Conrady uns eilig zu einem weiteren Stadtrat führte, bald darauf zum nächsten, dann zu einem weiteren und so fort. Es verlief alles eben so, wie wir es prophezeit hatten; in der Tat erfuhren wir nicht das Geringste, was in irgend einer Weise von Belang war, denn entweder hatte man kein Wissen darüber oder wusste, es geschickt zu verbergen. Letzteres allerdings wäre zu fortgeschrittener Stunde weiß Gott keine geringe Leistung gewesen, denn die Stadträte waren sämtlich einem guten Tropfen durchaus nicht abgeneigt. Ich selbst hatte mich an diesem Abend diesbezüglich zurückgehalten, um mir meinen klaren Verstand zu erhalten, und Goethe hatte es mir gleich getan. So dachte ich zumindest, denn ich hatte ihn nicht mehr als zwei Gläser eines superben Bordeaux' trinken sehen. Um so überraschter war ich festzustellen, dass Goethe im Verlauf des Abends in eine sonderbare Heiterkeit verfiel, wie ich sie nie

zuvor an ihm erlebt hatte. Diese konnte keinesfalls den zwei einsamen Gläschen Weines geschuldet sein. Ich hatte meinen Freund schon mehr als die zwölffache Menge trinken sehen, ohne dass man ihm auch nur das Mindeste angemerkt hätte. Glaubte ich anfangs noch, dass der Grund seiner ausgeprägten Ausgelassenheit in der Begegnung mit der gewissermaßen auferstandenen Branconi zu suchen wäre, musste ich doch bald einsehen, dass dies sein zunehmend merkwürdiges Betragen nicht erklären konnte.

Hatte er bei den ersten Gesprächen noch nur außergewöhnlich wach und schlagfertig gewirkt, so merkte ich bald, dass mein Freund mit vorrückender Stunde immer unruhiger wurde, kaum die Füße still halten konnte und zudem überaus seltsame Äußerungen von sich gab. Unsere Gesprächspartner schien es nicht zu stören, da sie es möglicherweise für ein bey einem Dichturfürsten übliches Betragen hielten, aber ich fand mich doch zunehmend beunruhigt. Bald ließ Goethe niemanden mehr zu Worte kommen, brach alleweil in ein lautes Lachen aus, und schließlich sprang er auf, packte eine wohlbeleibte Matrone bei der Taille und wirbelte unter irrem Gelächter mit seiner sich vergeblich zur Wehr setzenden Tanzpartnerin durch den Saal, als hätte man ihm glühende Kohlen in die Schuhe gesteckt. Immer toller und toller wurden seine Sprünge, und hatten die umstehenden Gäste anfangs noch gelacht über den vermeintlich lustigen Streich meines Freundes, machte sich nun zunehmend Unbehagen auf den Gesichtern breit. Endlich vermochte

sich sein bedauernswertes Opfer loszureißen, woraufhin Goethe das Gleichgewicht verlor und taumelnd zu Boden gestürzt wäre, wenn nicht ein geistesgegenwärtiger Garnisonsoffizier in allerletzter Sekunde hinzugesprungen wäre und ihn festgehalten hätte. Doch damit war es keineswegs vorbei. Goethe sah den Offizier einen Moment lang ruhig an, dann jedoch breitete sich nacktes Entsetzen auf seinem Gesicht aus. Er schlug um sich, als sey der leibhaftige Satan in ihn gefahren, stieß den Offizier von sich und stürzte unter schauerlichen Schreien aus dem Saale.

Zehntes Kapitel

Polyphem

Polternde Schläge gegen meine Kammerthüre rissen mich in aller Frühe aus dem Schlafe. Auch in dieser Nacht hatte ich nicht lange ruhen können.

Nach Goethes erschütterndem Auftritt war ich ihm sofort nach gelaufen, doch weder auf der Stiege des Treppenhauses noch draußen auf dem großen Platze vor dem Palais der Baronin vermochte ich, ihn zu entdecken. Es war eine überaus windige Nacht, und die Luft war voller umherwirbelnder Herbstblätter. Ich rannte bald hierhin, bald dorthin, aber Goethe schien sich in Nichts aufgelöst zu haben. Inzwischen hatte

mich auch Dr. Conrady eingeholt und half mir bei der Suche, während Stadtrat von Hilgendahl im Palais zurückgeblieben war, um – so erfuhr ich von Conrady – die erhitzten Gemüter zu beruhigen, indem er den ganzen Vorfall als ein satyrisches Narrenspiel darzustellen suchte, welches Goethe in voller Absicht und überaus kunstvoll zum Besten gegeben habe. Nachdem wir ihn über drei viertel Stunden mit zunehmender Verzweiflung überall gesucht hatten, entdeckte ihn Dr. Conrady schließlich auf einer der Brücken über den Main. Goethe stand ruhig da und blickte, auf die Mauer gestützt, hinunter in die dunklen Wasser, wobei er leise eine kleine Melodie vor sich hinsummte. Wir waren sogleich bei ihm, und wiewohl er uns nicht erkannte, ließ er sich ohne jeden Widerstand von uns fortführen. Dr. Conrady besorgte uns eine Kutsche, und bald hatten wir meinen Freund glücklich in seine Kammer in unserer Herberge gebracht. Goethe plapperte unaufhörlich wirres Zeug vor sich hin, schien aber friedlich gestimmt zu sein. Große Mühe hatte er allerdings, sich aufrecht zu halten; wir halfen ihm, so gut wir konnten, aber als ich ihn einen kurzen Moment losließ, um die Bettdecke zurückzuschlagen, auf dass er sich endlich hinlegen könne, verlor er das Gleichgewicht und riss das mit Wasser gefüllte Waschgeschirr zu Boden, wo es krachend zerbarst. Goethe erschrak heftig bei dem lauten Geräusch, betrachtete jedoch dann sein Werk voller Interesse und rief hoch erfreut:

»Entzwei, entzwei,
da liegt der Brei,
da liegt das Glas,
es ist nur Spaß!«

Hierauf begann er, unbändig zu kichern, wollte gar nicht mehr damit aufhören und ließ sich von uns, ohne sich zu wehren, zu Bette bringen. Ich überlegte, ob ich bei ihm bleiben sollte, aber es schien ihm wohl zu sein, und der Wirt versicherte mir, dass seine Frau alle Stunde nach dem Herrn Geheimrat sehen werde. So entfernte ich mich leise mit Conrady und legte mich ebenfalls zu Bett, bis mich jenes besagte Poltern an der Thüre aus dem Schlafe riss. Benommen richtete ich mich auf und wollte eben rufen, wer dort so dreist herumlärmte, als die Thüre bereits aufflog und der Wirt hereinstürzte.

»Ihr Freund, er - kommen Sie - so kommen Sie doch, Herr Hofrat!«

Aufs Höchste beunruhigt, zog ich, so schnell ich es vermochte, Hose und Stiefel an und folgte dem unaufhörlich jammernden Wirt zu Goethes Kammer.

Der Wirt öffnete mir die Thüre, ohne zuvor anzuklopfen, und ich trat voll banger Ahnungen ein. Goethe saß aufrecht in seinem Bette, sein Antlitz war von Schweiß überströmt und noch stärker geröthet als sonst. Er schien durch uns hindurch zu blicken.

»Wer ist da? Wer ist da?«

»Ich bin's, mein Freund. Und der Wirt. Wie geht es Ihnen?«

Goethes Stimme war vor Angst verzerrt. »Ich bin

blind, Fritz!« (Es war das einzige Mal, dass er mich je so nannte.) »Blind!«

Mir war indes der Schrecken in die Glieder gefahren. Mit einem Male wusste ich, was geschehen war.

Ich kniete neben dem Bette und ergriff seine Hände. »Beruhige Dich, mein Freund, ich weiß, was zu tun ist, es wird alles wieder in Ordnung kommen. Ich verspreche, dass Sie vollständig genesen werden, dazu brauchen Sie nichts als einige Tage Ruhe und Schlaf.«

»Was ist passiert? Wir waren auf dem Ball und haben mit einigen Herren gesprochen, und danach erinnere ich mich an nichts mehr.«

»Sie sind vergiftet worden.«

»Vergiftet? Um Himmels willen, womit denn?«

»Es handelt sich um ein Nachtschattengewächs namens Stechapfel, welches auf dem Gebiet am Kaspischen Meer wächst. Ich habe während meines Medicin-Studiums in den Schriften von Theophrast und Plinius davon gelesen, es jedoch noch nie mit einem tatsächlichen Fall zu tun gehabt. Aber es passt alles zusammen, die außergewöhnliche Heiterkeit, das viele Reden, die körperliche Unruhe und die blindwütige Tanzlust und schließlich Wahnvorstellungen, Raserei und eine vorübergehende Blindheit.«

»Vorübergehend, sind Sie auch sicher?«

»Völlig sicher, Gott sey's gedankt, dass man Ihnen keine stärkere Dosis verabreicht hat. Das hätten Sie nicht überleben können, zumal auch kein Gegenmittel existiert, doch nun reicht es aus, wenn Sie zwei oder

drei Tage viel Wasser trinken und sich ausruhen, Sie werden sehen, bald sind Sie ganz der Alte.«

Goethe hatte alles still und mit gefasster Aufmerksamkeit angehört. Nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, richtete er das Wort an unseren Herbergsvater: »Schicken Sie einen Diener los, er soll unsere morgige Fahrtreservierung streichen lassen.«

»Sehr wohl, Herr Geheimrat. Und für wann soll die neue Reservierung sein? In drei Tagen vielleicht – oder vier?«

Goethes Stimme klang fest und klar.

»Keine neue Reservierung. – Wir bleiben!«
